

Immer diese „verflixten Weiber“?

DNN 24.4.2023

An der Staatsoperette Dresden versinkt die „Polnische Hochzeit“ in uralten Klischees.

Von Rico Stehfest

Deutsche Erstaufführung – und dann hieß es im Vorfeld auch noch, die Töchter des Komponisten Joseph Beer kämen zur Premiere. Wiederentdeckungen mehr oder minder in Vergessenheit geratener Stücke können sich lohnen. Aber nur, wenn man mit dem jeweiligen Stück auch etwas anfängt. Historische Implikationen rund um die Biografie des Komponisten und die Entstehungsgeschichte sind *nice to have*, aber leider nicht mehr, wenn sie durch eine Inszenierung nicht übersetzt werden.

Dabei erscheint der Auftakt gar nicht so schlecht. Es ist eine Art thematische Klammer der Emigration über Staatsgrenzen hinweg, die die neue Inszenierung der Dresdner Staatsoperette zusammenhalten soll. Ein riesiger Grenzpfosten auf der Bühne und eine Batterie tief hängender Scheinwerfer entwerfen eine Mischung aus kalter, illusionsloser Historie und aktuellem Kommentar.

Dabei ist es aber keine Flucht vor negativen Umständen, sondern der sehnsuchtsvolle Drang hin zu erfüll-

ter Liebe. Diesem folgt Boleslav Zagorsky (Daniel Pataky), Sohn eines polnischen Dissidenten, indem er mit gefälschten Papieren nach mehreren Jahren des Exils nach Polen einreist, um dort sein väterliches Erbe einzufordern und seine geliebte Jadja (Steffi Lehmann) zu ehelichen. Eine „Polnische Hochzeit“ soll es eben werden. Tatsächliche politische Spannungen bringt das allerdings nicht mit sich. Stattdessen begibt sich Boleslav direkt hinein in eine Geschichte, die so harmlos wie banal erzählt wird, und schlussendlich völlig unmotiviert bleibt. Drumherum geistert permanent Herbert G. Adami als alter Boleslav, bekommt aber keine ausreichend kommentierende Funktion verliehen.

Alle tänzeln und singen sich durch ein Bühnenbild (Esther Dandani), das im Wortsinn zwei Seiten hat. Eine Art Rundbau, der sich immer wieder im Kreis dreht, bildet das Tor, durch das hindurch man das Land Polen verlässt und eintritt in das patriarchal geführte Mini-Universum des farblosen Säufers Mietek Oginsky. Diese Bühne auf der Bühne will wohl ein bisschen Theater auf dem Theater sein und über-

nimmt auch mal die Funktion eines Laubenganges, in dem sich liebestolle Paare im Mondschein den üblichen Ergötzungen hingeben. Leider zeigt sich hier wie in vielen der Szenen ein peinlich klischeehafter Umgang der Geschlechter miteinander. Wäre es wenigstens unterhaltsam, man könnte es gnädig abnicken. Das scheint aber tatsächlich völlig ernst gemeint zu sein.

Mietek Oginsky hat seine Geschäfte nicht unter Kontrolle, weil er, genau wie sein Neffe Casimir (Andreas Sauerzapf), eine eindimensionale Schießbudenfigur ist und als solche ständig vor Staschek (Elmar Andree), dem reichsten Mann des Landes, kuscht. Der ist nicht nur der schnöselige Onkel Boleslavs, der ihm das Erbe selbstredend verweigert. Er ist vor allem ein widerlicher Chauvinist, der sich von schmierigen Altherrenwitzen zu ernähren scheint und meint, in Jadja seine dann doch schon sechste Ehefrau ausgemacht zu haben. Und Geld entscheidet ja nun mal, wer zum Zug kommt. Für ihn sind Frauen „unentbehrlich“, denn man brauche sie ja „dann und wann“. Dieser Staschek ist derart ironiefrei und ohne Distanz

inszeniert, dass es einem einen mittleren Brechreiz verursacht. Durch Erpressung schafft er es, Jadja das Eheversprechen abzurufen. Diese fügt sich drein, schließlich ist sie nicht gerade diejenige, die durch Charakterstärke glänzt. Steffi Lehmann macht das aber wett, in dem sie das Maß Jadjas Verliebtheit auch noch für die hintersten Reihen intoniert.

Durchzugreifen hingegen schafft Suza, Mieteks Buchhalterin, die als rothaarige „Wildkatze“ jedem einzelnen Mann ganz genau zeigt, wo der Bartel den Most holt. Jolana Slavíkova gestaltet diese Frau mit großer menschlicher Wärme, die zwar auch nicht frei von Klischees ist, der man aber angesichts der schwachsinnigen Männerriege jeden noch so billigen Trick vergibt. Ihre Mittel, am Ende alles zum Guten zu führen, sind eben angemessen.

Boleslav selbst tingelt durch dieses Spiel von Intrigen und Verwirrungen wie ein Schlafwandler, ein verliebter Romantiker mit dem Kopf in den Wolken, der selbst keine Ahnung hat, wie er Jadja vor der falschen Ehe retten könnte. Das tut er aber mit einem so weichen und sanf-

ten Timbre in der Stimme, dass man augenblicklich Appetit auf Marzipan bekommt.

Auch die Ausstattung setzt bei all dem keine eigenen Akzente. Alles dümpelt irgendwo zwischen Folklore und miefigem „Schick“ der frühen sozialistischen 80er dahin. Die immer erneut getätigte Betonung des Polnischen kommt in dieser Inszenierung einfach zu keiner Aussage. Es bleibt ein bloßes Wort.

Das Ballett bleibt auf „nette“ Ergänzung nebenher reduziert, und die Tänzerinnen und Tänzer bekommen bei der schmissigen Nummer „Katzenaugen“ allen Ernstes lächerliche Katzenohren verpasst. Und um ganz sicher zu gehen, schweben aus dem Schnürboden auch noch riesige Katzenaugen herab. Damit es auch noch der Letzte mitkriegt.

Im Programmheft stellt die Regisseurin Julia Huebner die rhetorische Frage, wieso „man überhaupt Kunst in diesen krisenhaften Zeiten“ mache. Wieso? Echt jetzt?! Vielleicht hätte sie sich besser gefragt, wie.

nächste Vorstellungen: heute, 29. & 30. April
Internet: www.staatsoperette.de